Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1914

263 (11.11.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

Visual Library

Karlsruhe, 11. November

Unterhaltungs-Beilage
des „Volksfreund“

Nummer 263 — 1914

Krieg und Technik im Wandel der Zeiten.

Es ist selbstverständlich, daß eine seit altersher so vielgeübte menschliche Tätigkeit wie der Krieg zu der jeweiligen Technik in engster Beziehung stand, ja, es hat lange Zeiten gegeben, in denen der Krieg eine der stärksten Wurzeln der Technik gewesen ist. In den Urzeiten des Menschen waren sogar Krieg und Technik fast gleichbedeutend, denn das Werkzeug war fast immer zugleich Waffe für den Krieg, wie es z. B. noch heute bei der Jagd ist, die wohl als die primitivste Erwerbsart anzusehen ist. Damals gab es noch keine Herrschaft des Menschen über die Natur, und erst als man begann, wenigstens gewisse Naturschätze in den Dienst des Erwerbes zu stellen, können wir von einer solchen reden. Nachdem Eisen und Bronze in Vorderasien und bei den Aegyptern auftraten, wird eine gewisse Kultur möglich und Krieg und Technik treten im Bündnis miteinander auf. In den großen Reichen der Assyrer und Babylonier, der Perser und Phönizier ist das z. B. der Fall.

Aber nicht lange bleiben Waffen und Werkzeuge in so engem Verein, denn mit fortschreitender Kultur spalten sich Kriegs- und Friedenstechnik mit der deutlichen Tendenz, der letztgenannten immer mehr Uebergewicht zu verschaffen. Die Schrift, das Rechnen, Maße, Münzen und Gewichte zeigen die Anfänge technischer Wissenschaften, und aus ihnen entwickelt sich sogar eine Kultur des Landes und der menschlichen Bedürfnisse. Es entstehen Städte und Bewässerungsanlagen, es entwickelt sich eine Baukunst, eine regelrechte und systematische Schiffahrt, eine Ackerkultur und auch der Krieg gewinnt wieder von diesen Fortschritten der menschlichen Friedensarbeit.

Nachdem das alles eine gewisse Stufe erreicht hat, tritt ein lange andauernder Stillstand ein, der auch das militärtechnische Können beeinflußt. Gerade das klassische Altertum fällt in diese Epoche. Bei den Römern treffen wir dann technische Fortschritte im Kriegswesen, das Mittelalter jedoch bedeutet einen regelrechten Rückschritt, sowohl in der Technik wie auch in der Kriegstechnik. Erst vor ungefähr 500 Jahren beginnt wieder ein langsames Fortschreiten in Kriegskunst und Technik, der dann in den letzten hundert Jahren geradezu stürmisch wird. Die Maschine hat in der Technik wie im Kriegswesen völlig umwälzend gewirkt und ein ganz neues Zeitalter heraufgeführt. Das merkwürdigste aber ist, daß jetzt nicht mehr die Kriegstechnik, sondern die Friedensarbeit das ausschlaggebende ist. Die Maschine wird nicht wegen des Krieges geschaffen, sondern umgekehrt die Kriegstechnik nährt sich als Abkömmling von der rastlos fortschreitenden Technik, die im wesentlichen Kulturbedürfnisse befriedigt. Die Kriegstechnik bedient sich in wachsendem Maße der weit vorausgeeilten Maschinenkraft und Maschinenarbeit und tritt weit hinter der Bedeutung der Friedenskultur, hinter der modernen Volks- und Weltwirtschaft zurück. Damit ist ein- für allemal die Zeit abgetan, da jeder Bürger Soldat, da jede Stadt eine Festung war, die Zeit, in der jede Zunft zugleich eine Kompagnie, jedes Schiff ein Kriegsschiff vorstellte.

Wie ganz anders vordem; man denke an die mächtigen Brücken- und Straßenbauten der Römer, die im wesentlichen nur Kriegszwecken dienten, daß im Mittelalter die ganze Eisenindustrie eigentlich nur mit der Herstellung von Helmen, Panzern und Schwertern beschäftigt war. Und bis 1815 hin fraß der Bedarf der organisierten großen Armeen die ganze Menge der technischen Erzeugnisse auf, sie erzeugten den ersten und einzigen Massenbedarf. Es ist dabei kein Wunder, daß zu jenen uns da vorangehenden Zeiten im Gegensatz zu den letzten Kulturzeiten der Krieg als Erwerbsquelle der Industrie im Vordergrund stand. Hamburg, Danzig, Amsterdam blühten im dreißigjährigen Kriege durch Getreidespekulationen, die englische Tuchindustrie gedieh mächtig durch den siebenjährigen Krieg, durch Armeelieferungen sammelten sich ungeheure Vermögen an, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

In der jetzigen Zeit wäre es nicht mehr möglich, die Technik allein durch den Krieg zu ernähren. Kriegstechnik und Kriegsbetriebe beschäftigen in Friedenszeiten jetzt lange nicht mehr 10 Prozent des gewerblichen Lebens, das sie selbst im 18. Jahrhundert noch bis zu gewissem Grade ausschlaggebend beeinflußten. Auf die eigentlichen militärischen Bedürfnisse, soweit sie auf technischem Gebiete liegen, kommen von dem gesamten Budget der deutschen Armee nur etwa 100 bis 150 Millionen pro Jahr. Das andere entfällt auf die Truppenverpflegung und Bekleidung.

Mit der ungeahnten Ausbildung der Friedensindustrie ist auch die technische Ausbildung der Kriegsbedürfnisse ganz in die Hände der Privatindustrie übergegangen. (Nach einem Vortrage von Prof. Lenz im Braunschweigischen Bezirksverein deutscher Ingenieure.)

Die Kinder und der Krieg.

Eine erschütternde Darstellung des Elends, in das der Krieg auch die Unschuldigsten aller Unschuldigen stürzt, finden wir in einem Feldpostbrief der „Vossischen Zeitung“. Da wird geschildert, wie ein deutscher Unteroffizier mit seiner hungrigen Mannschaft in ein zerschossenes Dorf kommt. Ein Haus ist unversehrt geblieben. Die Leute treten ein, und was sie finden, mag der Briefschreiber selbst erzählen:

„Also doch noch Menschen! Wir drängen heran! „Brot! Brot!“ schreien einige von unsern Leuten. „Du pain!“ warf ich verdeutlichend dazwischen. Da wimmert es aus der Ecke kläglich und kraftlos hervor: „Brot non! Brot non!“ — Der Himmel weiß, wie oft nacheinander und immer in demselben Ton der Bitte um Gnade und Mitleid. . . . Ich trete dicht heran: ein junges Weib in leidlich guter Kleidung, die dunklen Haare ungeordnet, im bleichem Gesicht mit den aufgerissenen Augen, sieben Kleine von etwa drei bis zehn Jahren um sie herum, zwei krampfhaft in die Arme gepreßt, die andern an Rock und Schürze gehängt. „Brot non!“ tönt es unaufhörlich von den bebenden Lippen.

Die Frau lügt nicht, Kameraden, das ist ein Hungerturm“, rufe ich meinen Leuten zu. „Macht nichts,“ versetzte rasch entschlossen der Füsilier Fritz, der fixeste von uns allen, „hier ist Wasser,“ fügt er schlürfend und mit den Lippen schmatzend hinzu, „trinkbares Wasser“, indem er auf ein Schaff am Boden deutet. „Reisig liegt neben dem Herd, macht Feuer an, sucht euer Kaffeepulver zusammen, ich bringe was zum Zubeißen und wenn ichs dem Deibel aus den Krallen reißen sollte. . . .

Das Kommando gilt. Das Feuer flackert bald im Herde, und da der schwarze Trank ins Brodeln gerät und wir nach den erstbesten Töpfen, die herumstehen, greifen, um sie zu füllen, ist auch Fritz schon zurück, Tornister, Helm, Hände und Taschen voll von frischen Rüben, die er mit erstaunlicher Behendigkeit aus der Erde gerissen. Ein Göttermahl, zu dem wir uns, wie es gerade geht, setzen und lagern. Bin eben dran, den rauchenden Topf an den Mund zu führen, da — hast zu nicht gesehen — krabbelt mir etwas auf den Knien, zupft mich am Bart und ruft „Papa, Papa!“; bis ich den Topf absetze und mich dem kleinen Belagerer zuwende. Das Dreijährige hat sich von der Mutter losgerissen, ein winziges Kerlchen mit offenem Mäulchen, blond und behend wie unser Hans, nur matt und hohläugig vom gierigen Hunger. Ich gebe ihm zu trinken, stopfe ihm eine Rübe zwischen die Lippen und das Bürschchen klammert sich schmatzend an mich, als wäre er bei mir aufgewachsen. Die andern sechs Kleinen, die das beim Flackerschein des Herdes beobachten, sind nicht länger von der Mutter zurückzuhalten. Geschwind wie die Wiesel kommen sie heran, sitzen unsern Leuten auf dem Schoß und lassen sich füttern, solange der Vorrat reicht. Der reine Kindergarten inmitten von Tod und Verwüstung. Die Kleinen sind hurtiger als wir, mindestens drei Viertel der Mahlzeit verschwindet in ihren gierigen Mäulchen. Ich selbst habe kaum ein paar Schluck Kaffee im Magen — da dringt auch schon die Order in unsere Idylle hinein: „Weiter nach D.!“ und der Alarmruf tönt durch das tote Dorf.“

Die Kinder auf unsern Straßen spielen Krieg. Aber sie ahnen nicht, was er bedeutet!

Aus Feldpostbriefen.

Ein schwerer Tag.

Der 27. September war ein wichtiger Tag. Ich war ganz friedlich gestimmt, war in Gedanken bei euch, die ihr wahrscheinlich den zweiten Geburtstag unseres kleinen Herbert gefeiert habt. Wir hatten gerade kein Brot erhalten und mußten uns mit Salz und Kaffeebohnen durchhelfen.

Der Tag selbst verlief ruhig, nur wenige Granaten und Schrapnells schickten die Feinde in die Nähe der Schutzhütten, in denen wir vom dritten Zug lagen. Als es dunkelte, bezog unser dritter Zug die Schützengräben. Um ½8 Uhr wurde Essen und Kaffee, auch Brot gefaßt. Die Feldküchen standen etwa 50 Meter hinter unsern Schützengräben. Da wir diese Kampfstellung schon seit 14 Tagen inne haben, hatten es die Gegner beobachtet, daß immer um diese Zeit des Abends die Feldküchen erschienen und darauf einen Plan gegründet. Die feindliche Stellung befand sich halb links vor S . . ., etwa fünf Kilometer, halb rechts, etwa 800 Meter von uns war die linke und 500 Meter die rechte Waldecke. Dort sahen wir am Nachmittag sich immer die feindliche Infanterie bewegen. Ein Unteroffizier, ein Kamerad und ich machten uns daran, diese Gruppen, sorgfältig zielend, zu beschießen und hatten auch Erfolg. In diesem Wäldchen haben sich nun die Franzosen auf die Lauer gelegt, bis unsere Feldküchen kamen. Auf die sind sie wohl besonders ärgerlich und neidisch, weil sie selber keine haben.

Das Essen war ausgegeben, die Kameraden aßen, andere faßten Kaffee und Brot. Glücklicherweise ist unser Bataillonsführer, Herr Hauptmann von Hanson, ein sehr vorsichtiger Mann und strenger Kamerad; er hatte befohlen, daß kein Mann jemals ohne Gewehr irgend einen Weg gehen dürfe.

Ich selbst saß mit ein paar Kameraden von der zweiten Kompagnie und der Maschinengewehrabteilung beim Essen. Es schmeckte vorzüglich. Da, horch! Von rechts eine Salve! Noch eine! Mehrere! Wir ließen uns nicht stören; denn die Kameraden vom 2. Bataillon, welche im Schützengraben vor dem Wäldchen lagen, würden sie — dachten wir — schon abfertigen. Aber vor uns liegt auch schwere feindliche Artillerie. Sie wurde ebenfalls durch das Gewehrfeuer geweckt und begann zu schießen. Das war ein kritischer Moment. Die Pferde unserer Küche wurden scheu, gingen durch und rasten gerade auf die Stellung unserer Artillerie zu. Dadurch war diese eine Zeitlang verhindert, der feindlichen Artillerie zu antworten. Als die Schußbahn frei war, feuerte sie freilich um so kräftiger hinein.

Immer wütender wurde das feindliche Schießen. Gerade die Schützengräben und Schutzhütten unserer zweiten Kompagnie wurden am ärgsten bedacht. Ich höre einige Kameraden rufen, die schwer verwundet sind, kann ihnen aber keine Hilfe bringen. Wir müssen das Gewehr handhaben, und das ist bei dem Granat- und Schrapnellfeuer schwierig genug. Mein Schulkamerad C. R. wurde verwundet, ich selbst bekam mehreremals ganze Hände voll Erde über den Kopf geworfen, wenn die Geschosse vor und hinter mir einschlugen. Mein linker Kamerad rief nach Munition. Ich verteilte rasch die zwei Pappkartons, die neben mir lagen. Unteroffizier K., der Führer der Maschinengewehre, der nur drei statt sechs Mann Bedienung hatte, schrie mir zu, ich solle ihm helfen, das Gewehr hätte fortwährend Hemmungen. Der Wasserkessel war noch auszuwechseln, ich holte rasch einen frischen. Kaum war ich zurück, kam der Befehl von rechts: Munition und Verstärkungen heranholen! Ich war gespannt, wer zurückgehen würde. Da es niemand tat, kroch ich bis an den Wald und schlug mich durch ihn durch bis zu unsern Feldküchen, dann, was ich laufen konnte, bis zum Regimentsstab. Gab die Meldung mündlich ab. Gleich wurde ein Zug Landwehrkompagnie mit Munition als Verstärkung vorgeschickt. Ich nahm sofort die Führung, bis ein Artillerieleutnant die Verstärkung an sich zog und sie in Stellung führte. Unterwegs rief mich ein Kamerad an, er wäre verwundet. Es war ein Freund aus meiner Kompagnie, Reservist F. aus Lugau. Er hatte schwerste Arm- und Beinverletzungen; damit er nicht verblutete, mußte ich ihm schleunigst die verletzten Stellen unterbinden, machte ihm ein Kopfpolster und schenkte ihm Kaffee. Nun schrie noch einer nach mir mit Unterleibsverletzung; ich zerschnitt ihm nach Wunsch die Koppel und dann eilends zurück. Der Artillerieleutnant gab mir Befehl, noch mehr Verstärkungen zu holen. Renne wieder zum Stab zurück. Gebe die Meldung ab. Erhalte aber Gegenfrage an den Bataillonsführer Herrn Hauptmann Hanson, ob es noch nötig sei, das Feuer habe doch nachgelassen. Kehre zurück, melde — es hat sich in der Tat erledigt. Hauptmann Hanson freute sich über meine Entschlossenheit und versprach mir die Auszeichnung. Noch in derselben Nacht gingen wir als Korpsreserve in die Unterstände zurück, in einem Walde vor dem Orte S..... Nach diesem Kampf ein fester Schlaf.

*

Geburtstag im Felde.

Dem Briefe eines Artillerie-Vizewachtmeisters vom westlichen Kriegsschauplatz entnehmen wir folgende hübsche Schilderung, die zeigt, wie im Felde alles eine andere Bedeutung gewinnt: „... Noch immer sind wir in derselben Stellung, vier Kilometer vor A., auf einer Höhe kunstgerecht eingegraben. Es geht mir immer noch gut. Meinen gestrigen Geburtstag werde ich aber wohl in meinem ganzen Leben nicht vergessen. In der Nacht vorher hatte ich mit Leutnant Sch . . . abwechselnd Wacht gehalten. Morgens um ½7 Uhr werde ich wach und höre, daß vor dem Zelte, in welchem ich schlafe, „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“, gesungen wird. Als ich herauskomme, steht die Bedienung meines dritten Geschützes, in dessen Zelt ich schlafe, um einen kleinen Tisch herum und singt. Auf dem Tische ein großer hübscher Strauß, eine Flasche Rotwein, und eine brennende Kerze. Ein unvergeßliches Bild! Ferner erhielt ich vom ersten Geschütz ebenfalls einen Strauß, vom zweiten eine große Portion sehr guten Kartoffelsalat und von meinem Batteriechef eine Tafel Schokolade und einen Kopierschraubstift, mit dem ich diesen Brief schreibe. Abends besuchten mich meine Kameraden der ersten Batterie und ich habe mit diesen und unsern Offizieren zusammen noch etwas gefeiert. . . . Hier wurde ich beim Schreiben unterbrochen, weil der Befehl zum Schießen kam. Nachher Kaffee getrunken und dann der Postbeutel und darin der langersehnte erste Brief von euch . . . Eine Extrafreude waren mir Mutters eigenhändige Zeilen.“

*

Lieber die sozialdemokratische Zeitung als Schokolade und Zigaretten. Wie begehrt die sozialdemokratische Presse bei der deutschen Armee ist, beweist folgende Stelle eines Feldpostbriefes, den die Frankfurter „Volksstimme“ veröffentlicht: „Mit der Zusendung der „Volksstimme“ hast Du mir eine rechte Freude bereitet. Sie kommt zwar nicht so regelmäßig, wie man es in Frankfurt gewöhnt ist, aber sie kommt. Wenn nachts die Post ausgerufen wird und ich bekomme etliche von den beliebten schmalen Paketchen ausgehändigt, bin ich immer der meist Umschwärmte. Alles drängt sich um mich, um Nachrichten aus der Heimat zu erhalten. Jedes Blatt wird mindestens von zehn bis zwölf Kameraden gelesen, und in den Schützengräben kann man sie recht oft mit der Frankfurter „Volksstimme“ in der Hand finden. Auch unser Hauptmann fordert mir das Blatt oft ab und bei einer kleinen Diskussion über abgedruckte Feldpostbriefe und die andern Kriegsnachrichten meinte er vorgestern zu mir, er sei geradezu überrascht über die vornehme, dabei doch recht geschickt operierende Haltung unserer Presse. Schicke also die Zeitung ruhig weiter, das ist mir lieber als Schokolade und Zigaretten . . .“

Kleine Nachrichten.

Das Variete im Schützengraben. Der „Corriere della Sera“ erhält aus Paris neue unterhaltende Erzählungen vom Leben in den Schützengräben der Franzosen. Ein Offizier schreibt, seine Soldaten hätten in den Verschanzungen einen Badesaal mit allem modernen Komfort hergerichtet. Die ganze Kompagnie könne jeden Morgen eine warme Dusche nehmen. „Alle Generale“, sagt er, „kamen, um unsern Komfort zu bewundern. Wir haben auch einen Barbierladen; ein kleines Varietetheater wird gebaut; einer von uns ist Artist und gibt mit einem dressierten Hund Vorstellungen. Das zwischen den Schanzen der feindlichen Parteien herumirrende Wild verursacht spaßige Zwischenfälle. Ein Hase wurde mit beiderseitigem Feuer empfangen. Nun hätte der Kampf um das Tier anfangen sollen; aber von den deutschen Schützengräben rief man „Tabak, Tabak!“ Die Schießerei wurde eingestellt. Ein Franzose holte den Hasen und legte an seinen Platz ein Paket Tabak, das ein Deutscher ruhig abholte. Einen Augenblick später durfte aber keiner mehr den Kopf über den Grabenrand stecken. Manchmal veranstaltet man zum Zeitvertreib ein Scheibenschießen. Ein Franzose hebt auf der Gewehrspitze ein Käppi hoch, und von den feindlichen Gräben kommen regelmäßige Schüsse. Sobald eine Kugel die Mütze trifft, winken die Franzosen mit dem Spaten oder Hacke. Um sich vor nächtlichen Angriffen zu schützen, besäen die Soldaten den Boden mit Konservenbüchsen, die bei jedem Schritt klappern. Manchmal verläuft sich auch nachts ein Hase, und es wird ein lebhaftes Feuer gegen seinen Schatten eröffnet.“ (Berl. Tgbl.)

Haben wir genug Benzin? Kurz nach dem Kriegsausbruch wurden alle im Reiche vorhandenen Benzin- und Benzolvorräte von der Heeresverwaltung beschlagnahmt, damit die zahlreichen Automobilfahrzeuge des Heeres Brennstoffe genug haben. Es hat sich jedoch ergeben, daß die Deutsche Benzol-Vereinigung in Bochum monatlich rund 5400 Tonnen Benzol erzeugt und damit allein den Bedarf des Heeres mehr als deckt. Ein Teil dieser Erzeugung ist daher für landwirtschaftliche Zwecke freigegeben worden. Die Zufuhr aus dem Auslande ist zudem so reichlich, daß der Handel mit Benzin von Beschränkungen wieder ganz frei geworden ist.

Es war einmal . . . . Ein paar Märchen aus der allerneuesten Zeit erzählt eine Neuyorker Zeitung: „Es war einmal eine Festung, die hieß Antwerpen . . .“ — „Es war einmal eine Zeitung, die schrieb die Wahrheit . . .“ — „In einem schönen großen Lande lebte einmal ein Kaiser. Zu diesem Kaiser kamen im Jahre 1915 der Zar von Rußland, der König von Belgien, der König von England und der Präsident von Frankreich zu Besuch. Und er begrüßte sie aufs herzlichste, umarmte und küßte sie . . .“

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Arbeiter-Turn-Zeitung. Zeitschrift zur Förderung des volkstümlichen Turnens, Zentralorgan des Arbeiterturnerbundes. Erschienen ist die Nr. 22 des 22. Jahrgangs. Aus dem Inhalt: Burgfrieden. Zur Situation. Feldbriefe. Rundschau, Jugend und Sport, usw.